



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., M.: Deutsche Narrenstädte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihren Rechten verletzt glauben, mit der Regierung in Verhandlung zu treten oder beim Bundestag Beschwerde zu führen. Ein jeder Staatsdiener ist hinsichtlich seiner Amtsverrichtungen unverantwortlich, wenn er zu deren Vornahme durch seine vorgesetzte Behörde angewiesen ist.“ Was bedeuten solchen Bestimmungen gegenüber alle die verwickelten und wiederholten Eide auf die Verfassung!

Rechtsschutz und Rechtssicherheit! das ist die einzige Bürgschaft des Friedens in Deutschland. Es ist viel sehr viel aus den letzten Jahren wieder gut zu machen, nicht bloß in Kurhessen. Wir verweisen auf eine staatsrechtliche Abhandlung von Dr. Julius Wiggers in Rostock: „das Verfassungsrecht in Mecklenburg-Schwerin“ (Berlin, Springer), auf die wir näher einzugehn gedenken.

Wenn es bloß auf Worte ankäme, so wäre ja nun auch Oestreich in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten! die allgemeine Gleichgiltigkeit ist eine hinlängliche Kritik des neuen Reichsraths. Nur ein Punkt scheint uns nicht gleichgiltig — wenn nämlich das Telegramm die kaiserliche Eröffnungsrede genau wiedergegeben hat. Es wird mit großer Entschiedenheit jede Rückkehr zu der alten Föderationsidee abgelehnt, die politische und administrative Einheit des Staats betont. Also grade das soll nicht ausgeführt werden, was am meisten geeignet wäre, die Völker mit dem Staat zu versöhnen! † †

Deutsche Narrenstädte.

Mehr, als man bei oberflächlicher Beobachtung sieht, leben in der Denkweise der niedern naiveren Schichten des deutschen Volkes die Nachklänge früherer Kulturepochen fort: Nachklänge des religiösen Glaubens, des Rechtsbewußtseins, der Heilkunst und der Naturkunde, vor Allem aber Nachklänge der Stimmung jener Epochen. Nicht der am wenigsten interessante unter diesen Zügen der Volkaphysiognomie ist ein Bedürfnis, das sich in der Rede des deutschen Bauern und Kleinstädters häufiger und lebhafter wie viele andere ausspricht und so derselben in gewissem Sinn den Grundton und die Hauptfarbe gibt. Wir meinen das wunderliche Bedürfnis der aufgeweckteren Seelen jener Klassen, die Welt humoristisch auf den Kopf zu stellen, die Wirklich-

keit zu foppen und zu hänseln oder, um mit dem Volke selbst zu reden, „jemand zum Narren zu haben.“

Kein Volksredner, der dieses Bedürfniß unbefriedigt lassen dürfte. Kein Volksbuch, das nächst der Bibel so verbreitet wäre als Till Eulenspiegel. Während das Ideal sich in den Kreisen der Bauerleute und kleinen Handwerksmeister, ihrer Knechte, Mägde und Gesellen mit Mühe seine Gläubigen sammeln muß, findet die Karrikatur Freunde, sobald sie sich zeigt, und während da, wo es den Leuten wohl ist, Gedanken an die höhere Welt gewöhnlich für den Sonntag aufgehoben bleiben, spielen Gedanken an die verkehrte ihre Rolle alle sechs Werkeltage hindurch, fast so oft, als man von der Sorge um den Erwerb aufblickt.

Nach Beispielen dafür haben wir nicht weit zu gehen. In Masse finden sich in der Ausdrucksweise namentlich des plattdeutsch redenden Volkes Sprichwörter, denen ein Erfahrungsfall angehängt ist, welcher wie ein spöttisch wedelndes Schwänzchen der darin eingeschlossnen Moral in die Augen schlägt, sie ironisch vernichtet. Ueberall in Schenken und Herbergen, wo der Kartenkönig den Gästen nicht den Mund schließt, foppt man sich mit Räthseln, stricht man Sylben, schmiedet man Lügen von spasshafter Handgreiflichkeit. Zahlreich sind in unserm Märchenschatz die humoristischen Juwelen der dummen Jungen, die zu Sieg und Ehre gelangen, der von der Einfalt übermeißerten weisen Herren, der in ihren eignen Schlingen gefangnen und grausam geprellten Teufel. Jedes Dorf, jedes Bataillon, jede größere Werkstatt besitzt ihren Narren, jede Stadt eine oder mehre Stadtfiguren, die niemals ganz reines Naturprodukt, sondern mehr oder minder vom dichtenden Humor der Nachbarn höher in das Gebiet des Grotesken gehoben worden sind. Kaum wird sich eine bedeutendere Genossenschaft finden, die nicht in einem Bramarbas, einem Sonderling, einem Urzobian, Pechvogel, Confusionsrath oder Lügenschmied in ihrer Mitte Gelegenheit hätte, ihrer Lust, das Burleske noch burlesker zu machen, Genüge zu thun.

Diese Lust am Komischen ist dann weiter gegangen: höher hinauf und mehr in die Breite. Echter Humor ist souverän. Er kehrt sich an keine Schranke, kennt keine Vornehmheit, schiert sich nicht um Gott und den Teufel. Wie er sich an den König der Hölle gewagt und ihn mehr als einmal erbärmlich geprellt hat, ist erwähnt. Aber auch die himmlische Welt, die Heiligen, die Apostel, vor Allem Petrus, beim Volk als Großsprecher und Verleugner seines Herrn übel angeschrieben, haben ihm herhalten müssen. Selbst Christus hatte sich gefallen zu lassen, daß seinen ersten Zügen ein schalkhafter Beigemisch und daß den Geschichten von seinem Wandel auf Erden der eine und der andere, freilich harmlose Schwank angefügt wurde. Von Gott Vater endlich weiß der Volkswitz, daß er der erste Schneider und Kürschner

gewesen, und er spielt in mehreren Sagen und Legenden eine Rolle, die von dem Gebahren König Nobels in der Thierfabel nicht wesentlich verschieden ist. Daß die Heroen des Volkes bei so bewandten Umständen keine bessere Behandlung erfahren, kann nicht Wunder nehmen. Die Erinnerung an den Heros und seine Thaten lebt in den Massen mit ihrem engen Gesichtskreis bei Weitem nicht so hell und so lange, als das Gedächtniß des Narren und seiner Schwänke. Es lebt am längsten, wenn der Held zugleich eine humoristische Ader oder wenigstens Eigenschaften besaß, an welche der Volkshumor anknüpfen konnte. Häufiger als an die Feder, mit der Doctor Luther die welterschütternden fünfundneunzig Sätze schrieb, denkt das Volk an das Dintensaß, mit dem er auf der Wartburg den Junker Gottseibeiuns warf. Deftiger als an den Degen, mit dem der alte Fritz die Oestreicher und die Franzosen, die Moskowiter und die Krähwinklersoldaten des heiligen römischen Reichs schlug, erinnert es sich des Krückstockes, mit dem er gelegentlich seine eignen Leute zu fuchteln geruhte. Noßbach ist ein schöner, aber nicht sein glorreichster Sieg. Dennoch ist er am meisten im Munde des Volks, zum guten Theil deshalb, weil er bei einem Vergleich der Kräfte, die sich gegenüberstanden, wie ein Ausschnitt aus der verkehrten Welt erschien, weil die Niederlage der Franzmänner und Reichsphilister lächerlich schmachvoll, fast wie eine Posse ausfiel.

Wie das Gefallen an der Karrikatur in seinem Uebermuth oder seiner Naivetät sich an das Höchste und Heiligste gemacht, ihm die Glorie um das Haupt abgenommen und ihm dafür die Narrenkappe mit den Eselsohren aufgesetzt hat, so hat dieser Trieb auch ganze Berufsclassen, ganze Stämme und Ortschaften in sein Bereich gezogen und zu Narren erklärt, wobei er in der Regel an gewisse Eigenthümlichkeiten derselben anknüpfte, bisweilen aber auch ohne ersichtlichen Grund verfuhr. Bekannt ist, daß der Volkswitz den Schneidern den Ziegenbock in die Innungsfahne gemalt hat, behauptet, wenn auch nicht erwiesen, daß einmal ihrer neunundneunzig auf einem Kartenblatt Ball gehalten, nachdem sie sich insgesammt aus einem Fingerhut betrunken, Factum für den Volksglauben, daß sie von den ihrer Scheere überantworteten Hosenstoffen mehr in die Hölle werfen, als absolut nothwendig und mit einem reinen Gewissen verträglich ist. Nebel beleumundet sind die Barbieri als Schwächer, die Jäger als Lügner, die Müller, weil die Meze, die sie bezahlt, nach der Meinung der bösen Zungen, die bei ihnen mahlen lassen, gewöhnlich reichlicher als billig ausfällt. Wir begegnen ferner auf diesem Felde der früheren Medicin mit ihrer Marktschreierstimme und ihren Pferdefuren in der Person des Doctors Eisenbart, und der frühern Bureaukratie in der Gestalt sackgrober Amtleute. Besonders häufig aber schwingt der Spott des Rathskellers und der Dorfschenke seine Geißel über Pastoren und Schulmeister, für

den Bauer die nächsten Persönlichkeiten, an denen er seiner Lust das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen Genüge thun konnte. Wir begegnen dann weiterhin ganzen Narrenstämmen, den blinden Hessen, den Schwaben, die erst mit vierzig Jahren klug werden, den Sachsen, diesen knappen knausernden Hungerleidern mit ihrem Lieblingsgericht von Kalbsbraten und Backpflaumen, mit ihrem Kaffeetopf, auf dessen Boden alljährlich in der Sylvesternacht eine Bohne genagelt wird, die mit viel Wasser und Genügsamkeit die nächsten zwölf Monate der Familie zur Bereitung ihres Morgenlabfels dienen muß. Dann wieder sehen wir den Humor sich aus der Landschaft auf den oder jenen bestimmten Ort concentriren und hier vollendete Bilder der verkehrten Welt zu Stande bringen. Es sind die deutschen Narrenstädte: im Braunschweigischen Scheppenstädt, der Schauplag der ersten Thaten Tillis, im Meißnischen Schilda, in Schleswig-Holstein Büsum, in der Weichselgegend Domnau, in Schlesien Polkwitz, in Schwaben Gaußlosen und andere mehr — Brennpunkte der Narrheit, von denen nebst einigen andern weniger bekannten im Nachstehenden ausführlich die Rede sein wird.

Etwas von diesem Zuge bemerken wir an allen entwickelten Völkern, aber die eigentliche Geburtsstätte der Karrikatur ist der germanische Norden. Wir haben es hier nicht mit dem Volkshumor im Allgemeinen zu thun, und erwähnen so nur das eine und das andere. Hellas hat seine Bötier und sein Abdera, seinen Diogenes und seinen Aesop, die Ilias ihren Iherites, die Odyssee ihren Polyphem und ihren Iros. Israel scheint in Nazareth sein Krähwinkel, in den Galiläern seine Schwaben und in Simson einen Heros besessen zu haben, der zur guten Hälfte ein Eulenspiegel war. Die Türken haben ihr Sivri Hissar, auch die arabische Welt ist nicht ohne Volksnarren. Diese vereinzeltten Erscheinungen verschwinden aber beinahe ganz, wenn wir sie mit der Fülle burlesker Gestalten und Geschlechter, Spitznamen, Anspielungen und Geschichten zusammenhalten, welche die letzten Jahrhunderte in Deutschland und den Ländern verwandter Zunge entstehen sahen.

Fragen wir nach den Ursachen, aus denen sich dieses Gefallen an Satire und Ironie, diese Spott- und Lachlust unter dem deutschen Volke erklärt, so werden wir auf eine ziemlich entlegne Vergangenheit zurückverwiesen. Nicht bloß ist ein guter Theil der Scherze, Poffen und Karrikaturen, die von Mund zu Mund gehen, Sache der Ueberlieferung aus sehr alter Zeit, auch die Stimmung, die sich an ihnen erfreut, und die Neigung, den Schas zu vermehren, ist ein Erbtheil aus andern Kulturepochen. Diese Stimmung dauert, wenn auch weit schwächer wie einst, in den niedern Schichten des Volkes fort, weil der Prozeß ihrer Umbildung in die neue Zeit noch nicht ganz vollendet, weil sie den höhern Klassen gegenüber noch nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt sind.

Die Entstehung des deutschen Narrenthums datirt aus den Jahrhunderten, in welchen im Volke das Bewußtsein von seinem Gegensatz gegen den Adel und die vornehmern Stände überhaupt, sowie von den Mitteln, sich diesen gegenüber Geltung zu verschaffen, aufdämmerte. Bis dahin war im wesentlichen nur ein Stand, die Ritterschaft, in der Geschichte thätig gewesen. Jetzt begann es sich in den Tiefen zu regen, zuerst in der niedern Geistlichkeit, dann in den Zünften des Bürgerthums und im Bauernstand. Die ruhige Pflege des Besizes machte einem verworrenen Streben nach Erwerb Raum. Bei dieser Rührigkeit wurde das Volk gewahr, daß es in seiner Verbheit und Natürlichkeit, seiner Wahrhaftigkeit und seinem gesunden Verstande nicht zu verachtende Vorzüge vor den Gegnern besaß, die an den Höfen mehr oder minder in ein unnatürliches, von der Phrase regiertes, nach ceremoniellen Gesezen abgezikeltes Scheinleben verfallen waren. Bald lernte es diese Vorzüge zu Vortheilen ausprägen, und wenn vor seinem Mutterwig die Vornehmheit des Adels und die scholastische Weisheit der Gelehrten bisweilen das Feld räumen mußten, so nahm sich das komisch aus. Was ihm früher als Mangel gegolten, die Ungeschlachttheit seiner Verkehrsformen, ward nach solchen Triumphen sein Stolz. Der Macht der herrschenden Klasse gegenüber bediente man sich der List, der Angriffs- und der Schutz- und Wehrwaffe aller Schwachen, als Schutz- und Wehrwaffe nahm man den Schein der Thorheit vor. Der Narr schien ungefährlich in seinem Reden und Thun, er hatte aber den Schelm im Nacken, und seine Einfalt war Dummpfiffigkeit, die einen scharfen Blick für die Blößen des Feindes und die Gelegenheiten, ihm ein Bein zu stellen nicht ausschloß. Ein tiefgelehrter Abt von einem Schäfer des Nichtwissens überführt, ein seiner stolzer Ritter von einem Bauer im Zwillichittel in den Sand gestreckt, waren Bilder, die weiter getragen die Standesgenossen des Siegers zu ähnlichen Versuchen ermunterten.

Dazu kamen andere Anregungen. Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesezes an den Höfen, die steife Langweiligkeit des dortigen Verkehrs forderte, namentlich als die Unterhaltung mit Gesang außer Gebrauch gekommen, ein Element, das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte und mit seiner Natürlichkeit einen komischen Gegensatz zu den Sitten der vornehmen Modewelt bildete. Die Fürsten begannen sich Hofnarren zu halten. Andererseits war auch die Kirche in Unnatur verfallen. Sie verlangte vom Volke Glauben und machte ihm Ceremonien vor, sie sollte es belehren und erbauen und predigte ihm in fremder Sprache Dogmen trockenster herzlosester Schulweisheit. Hiergegen traten in den Bettelmönchen Propheten auf, welche die Rolle geistlicher Narren spielten, die Grübelein der Scholastik und alles Verstandeswerk in der Religion verleugneten und verspotteten und den höchsten Gottesdienst in der höchsten Einfalt suchten, die der Welt Thorheit ist.

Wir sehen, daß diese Zeitstimmung große Aehnlichkeit mit der Richtung hatte, die einst die Cyniker verfolgt, und die später Rousseau einschlug. Es ist das Erwachen des Triebes nach Wahrheit und Freiheit in dem Volke. Es ist die Emancipation der Natur von der Convenienz, die mehr oder minder bewußt erstrebt wird. Die einfache Menschlichkeit sucht sich von den Banden frei zu machen, in die sie die Ueberfeinerung der Sitte und Lehre geschlagen. Zugleich aber streben die Stände, welche die Einfalt der Natur vertreten, der Bürger und der Bauer, mit Macht empor zu der Stellung, die das in ihnen erwachte Selbstgefühl fordert. Zur praktischen Revolution, welche die Welt auf den Kopf stellt, das Untere zum Obern macht, sind sie noch nicht reif, sie müssen sich mit einer Verkehrung in der Theorie begnügen und können dies nur, indem sie die Narrenkappe aufsetzen.

Gegenständlich machte sich das Volk diese Stimmung und diese Bestrebungen zuerst in Niederdeutschland, dann in Oestreich, dort in der Geschichte von Reinecke dem Fuchs, hier in den Schwänken des Pfaffen Amis und des Pfaffen von Kalenberg; es wird daher anzunehmen sein, daß dieselben in diesen beiden Strichen am verbreitetsten und zugleich am intensivsten gewesen. Ein weiterer Beweis dafür ist, daß in Oestreich der Narr zuerst an den Hof gelangte, und daß der unsterbliche Till in einem niederdeutschen Orte geboren wurde und in einem andern niederdeutschen Orte begraben liegt. Gulenspiegel ist die zur Person gewordene Gemüthsrichtung jener Kulturperiode, der mit Fleisch und Bein bekleidet in der Welt umherziehende Schwank, der geborne Sylbenstecher und Prellkünstler. Von einer Dreistigkeit, die sich von Niemand verblüffen läßt, grob und unflätzig, immer auf Trug bedacht und doch niemals lügend, vielmehr die Wahrheit zu reden für sein Gewerbe erklärend, hält er in seinem Spiegel der Zeit ihr Bild vor, in dem sie, die sich für einen prächtigen Pfau hält, eine häßliche Gule erblickt, übt er allenthalben des Narren Lieblingschabernack aus, die Klugen selbst in Narren zu verwandeln.

Ein Sprichwort sagt, ein Narr macht zehn Narren. So auch hier. Bald war die ganze Zeit ein Ausdruck der verkehrten Welt im Leben wie in der Poesie. Das Nedere gewann mehr und mehr die Oberhand, das Obere rückte herunter. Die Straßen schwärmten von fahrenden Leuten mit dem Fuchschwanz und den Eselsohren der Narrentracht. Die Dummpfiffigkeit hatte das Volk wie eine Seuche, wie eine jener geistigen Epidemien ergriffen, die namentlich auf religiösem Gebiet bisweilen auftreten und zuletzt mit der Bildung einer Sekte endigen. Auch hier blieb die Sektensbildung nicht aus. Der Geist des Schwanks, der wie ein Miasma in der Luft schwebte, die Freude an der Karrikatur, am Vergiren und Ironisiren, die Lust, ein Narr zu werden, als ein Narr wenigstens zu erscheinen, bemächtigte sich nicht bloß

vieler Einzelner, sondern ganzer Versammlungen und Gemeinden. Man gründete förmliche Narrenkünste und Narrenstaaten. Wie man von dem Dorfe Schierke im Harz, wo alle Einwohner Kröpfe haben, erzählt, daß dort hindurchkommende Reisende, denen dieser Halschmuck mangelt, nicht als volle, rechtgeschaffene Menschenkinder angesehen werden, so mag es in jener seltsamen Zeit Orte gegeben haben, wo nur solche für normale Köpfe und gute Gesellen galten, in deren Oberstübchen es nach gewöhnlichen Begriffen nicht ganz richtig zu sein schien.

Es klingt dies unglaublich, aber nur für den, welchem die Vorgänge bei jenen religiösen Epidemien, z. B. bei den amerikanischen Revivals mit ihrer auch den starrsten Willen und den nüchternsten Verstand übermannenden Ansteckungskraft nicht gegenwärtig sind. Auch dieser Narrentaumel war, wie das Obige zeigte, ein Revival, eine Erweckung, nur nicht die rechte. Der Geist, der über das niedere Volk, vor Allem über den Bauer gekommen, vermochte nicht die geeignete Form zu finden und schlug so in die Karrikatur um. Die Bewegung gehörte zu den Vorwellen der großen Flut, welche das Mittelalter brechen sollte, sie war eine der Wehen, welche der Reformation vorausgingen, sie dauerte als Stimmung fort, weil die Reformation nicht zugleich den Staat und die Gesellschaft umgeschaffen, und sie wird so lange fortwähren, bis der Prozeß, der mit ihren ersten Regungen begann, zum vollen Austrag gebracht ist.

Die Geschichte hat mehrere Beispiele aufbewahrt, wie sich in jener lachlustigen, satirischen und ironischen Zeit ganze Gesellschaften und Gemeinden der Narrheit zuwandten. Unter andern hatten im Amte Schorndorf die Einwohner vor dem Ausbruch der großen Bauernkriege einen Staat gegründet, der sich den armen Konrad (Rein-Rath) nannte, und in dem sie sich ganz ernsthaft von den Gütern unterhielten, die sie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besaßen. Auf andere Gemeinden häufte dann der Volkswitz, sicher nicht ohne Veranlassungen, die in dem Verhalten derselben lagen, Massen von Thorheiten; die in der Luft schwebenden Schwänke gruppirten und lokalisirten sich, und so entstanden, halb Wahrheit, halb Dichtung, jene Narrenstädte, deren wir oben gedachten.

Jede Sekte muß ihre Bibel haben. Das Narrenthum im Allgemeinen hatte sie in dem Buche von Culenspiegels Thaten, das lokalisirte Narrenthum erhielt sie in den augenscheinlich von gelehrter Hand verfaßten Schildbürgern, deren erste Auflage im Jahr 1598 erschien und den Titel führte: „Wunder-seltzame Abendtheuerliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Schildbürger in Misnopotamia hinter Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel.“ Die spätern Ausgaben setzen statt der Schildbürger die Lalen zu Lalenburg. Die Schildbürger oder Lalen stammten nach dieser Darstellung von einem der sieben weisen Meister ab und waren in

Folge dessen anfänglich so weise, daß man sie an alle Höfe als Kanzler und Rätthe berief. Bei ihrer langen Abwesenheit vom Hause gerieth das in dieser Zeit den Weibern überlassene Gemeinwesen in Verfall. Endlich heimberufen finden sie alles in Zerrüttung, und da sie dies als Folge ihrer Weisheit auffassen, beschließen sie zu versuchen, ob es nicht mit der Thorheit besser geht. Die Verwandlung der Weisen in Narren gelingt, nicht so die hiervon erwartete Verbesserung der städtischen Zustände. Sie unternehmen verschiedene gemeinnützige Werke, greifen Alles aufs Verkehrteste an, gewinnen aber nichts dabei, als daß jedesmal eins auf Kosten des Stadtsäckels getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut geessen wird. Der literarische Werth des Buches ist gering. Ein großer Theil der tollen Streiche, die es erzählt, ist älteren Schwanksammlungen entnommen, der Schultheiß der Valen erinnert an Eulenspiegel. Eine gewisse humoristische Sprachgewandheit theilt der Verfasser mit andern Schriftstellern seines Jahrhunderts.

Wir betrachten nun einiges von dem, was von den deutschen Narrenstädten noch jetzt im Volksmunde ist, im Einzelnen, und zwar beginnen wir mit den am wenigsten bekannten schweizerischen. Die Bewohner des Dorfes Ellikon im Kanton Zürich haben von Alters her den Spitznamen der wilden Schweine, und das schreibt sich von folgender Begebenheit her: Einmal hauste um die Zeit der Ernte in den Dorffeldern ein wildes Schwein, welches große Verheerungen im Getreide anrichtete und sich durchaus nicht herauslocken ließ. Da sagte jemand dem Gemeinderath, daß diese Thiere gern Eier fräßen, und rieth zu versuchen, ob der Eber sich damit fangen ließe. Dieser Vorschlag fand Beifall, doch war man unsicher, wie es einzurichten sei, ihn auszuführen, ohne das Getreide noch mehr zu zertreten. Endlich hatte man es. Es mußte sich ein Mann in einen Korb setzen, vier andere trugen ihn an Stangen durch das Korn, und bei jedem Schritte warf er ein Ei aus. Der Eber wurde in Folge dessen vertrieben, aber die vier Männer hatten das Getreide dergestalt zertreten, daß es nicht zu brauchen war.

Im obern Wallis erzählt man von den Visperthalern, im untern von den Salvanesern die folgende wohlbekanntere Schildbürgergeschichte: Einst wollte man ein Gemeindehaus bauen und setzte den Tag zur Herbeischaffung des erforderlichen Holzes fest. Da der Platz, wo es gehauen wurde, sehr steil war, so ließ man Stamm für Stamm an Seilen den Berg hinunter. Dies ging nach Wunsch bis zum letzten Stück, welches dem Seil entglitt und nun wie im Fluge die Höhe hinabrutschte. „Das geht doch viel rascher“, sagte da einer der Verständigsten; „tragen wir drum das ganze Holz wieder hinauf und lassen es ohne Seil hinuntergleiten“. Dieser kluge Rath wurde gebilligt und die Arbeit begann von Neuem. Nachdem dann alles Baumaterial herbeigeschafft war, war das Haus bald vollendet. Aber siehe da, man hatte die

Fenster vergessen, und so war es drinnen überall stockfinster. Lange rathschlagte man, wie dem abzuhelfen sei. Endlich fand einer ein Auskunfts-mittel. „Tragen wir Sonnenschein hinein“, meinte er, „so wird es gleich hell werden“. Die Gemeinde billigte den Vorschlag, man stellte Säcke auf die nächste Wiese, wo die Sonne schien, schloß sie, wenn sie voll Licht waren, trug sie in das neue Haus und schüttete da den Sonnenschein aus, bis alles aufs Beste erleuchtet war.

Von den Hornussern im Frickthal erzählt das aargauer Volk eine hübsche Geschichte, wie sie sich schönes Wetter verschafften. Den dortigen Bauern regnete es einmal zu lange, aber was sie auch den lieben Gott mit Kreuz und Fahne baten, der Himmel fuhr fort, wie mit Mulden zu gießen. Da fand sich ein Spaßvogel, der sie sich in der Apotheke schönes Wetter kaufen hieß; in einer so reichen Stadt wie Basel sei alles zu haben. Die Gemeinde dankte für den guten Rath und schickte einen Abgeordneten in die Stadt, um für einen Bagen von dem gewünschten Gegenstand zu holen. Der Apotheker verbiß das Lachen, bot dem Mann einen Stuhl und ging hinaus, angeblich, um das schöne Wetter zurecht zu machen, in Wahrheit aber, um sich zu überlegen, wie er den Narrenstreich schicklich zu Ende bringe. Zurückgekehrt übergab er dem Boten eine Pillenschachtel mit dem Bedeuten, sie ja nicht voreilig zu öffnen. Vergnügt verließ der Bauer die Apotheke. Aber je weiter er kam, desto größer wurde seine Neugier, zu wissen, wie das schöne Wetter aussähe, das sich in einem so kleinen Schächtelchen in den Sack stecken lasse, und als es nun gar in der Schachtel zu surren und zu schnurren anfing, konnte er es kaum noch aushalten. Einmal ist kein Mal, dachte er endlich, vor dem Dorfe angelangt, setzte sich nieder, rückte am Deckel und — hast du nicht gesehen, flog eine Horniß heraus und dem Dorfe zu. Gelassen ging er dem Vögel nach ins Dorf, und als man ihn hier fragte, wo er denn das schöne Wetter habe, antwortete er: „Ei, 's ist ja grade zu euch hineingeflogen!“

Bemerkenswerth ist, daß im Braunschweigischen eine ganz ähnliche Geschichte von den Scheppenstädtern erzählt wird.

Hübsch ist die Anekdote, mit der sich das Volk die Spignamen der alt-aargauer Städte erklärt. Als Paps Martinus vom kostniger Concil nach Welschland heimzog, kam er auch in das Städtchen Brugg und hielt hier Nachtlager. Die Bürger-schaft gedachte ihm mit einem Gastmahl eine Ehre anzuthun und wählte dazu das Beste, was sie kannte: sie kochte ihm eine rosenrothe Kirchsuppe. Martinus begnügte sich damit und ritt den andern Tag nach Lenzburg, dem zweiten Städtchen. Auch dieses bestrebte sich, die päpstliche Tafel mit dem zu besetzen, was es selber für das Vorzüglichste hielt: es ließ ihm einen von jenen scharfdustenden grünen Ziegenkäsen auftragen, die man erst raspeln oder schaben muß, um sie beißen zu können, weshalb man sie Schabziegerstöckli

nennt. Wieder ein Festtag! klagte der so Tractirte, und reiste sobald wie möglich aus der Käseathmosphäre weiter nach Aarau. Hier gedachte man den Luxus der heiden andern Orte weit zu überbieten, und so bewirthete man den frommen Herrn mit der Lieblingspeise der Bürger, einer mächtigen Schüssel weißen Mehlbreis. Wunderbar, wie streng diese ganze Gegend mein Fastenmandat hält! stöhnte leise der Magen des heiligen Vaters. Niedergeschlagen brach die Gesellschaft am andern Tage nach dem zwei Stunden von hier entfernten Olten auf. Die Frösche der dortigen Wiesen sind von altersher von den Kapuzinern daselbst schmachhaft befunden worden, und so meinten die Oltener, dem hohen Gast nichts Besseres vorsezen zu können, als eine breite Froschsuppe. Das sind ja Christen von exemplarischem Wandel und strictester Obsevantz! riefen die hungernden Cardinäle. Indeß lag Aarburg nahe, wo man sich an Soliderem trösten zu können verhoffte. Leider sah man sich auch in dieser Erwartung getäuscht. Dort sind in Hecken und Hagen die Schnecken so reichlich zu finden, daß der kleine Ort in der ersten Eile beschloß, seinen großen Besuch damit zu überraschen. Fünf Fastenmahzeiten hintereinander war selbst einem Papst zu viel. Seufzend über eine solche Welt, die das Christenthum auf die Spitze trieb, bestieg Martinus sein Maulthier und ritt gen Zofingen. Kaum war er hier abgestiegen, so erschienen zwölf Schulknaben mit Kreuz und Fahne und declamirten ihm lateinische Verse. Schon saß ihm ein Wort des Verdrusses auf den Lippen, da senkten sich die Fahnen, die Reihe öffnete sich, und heran schritt ein mit Kapaunen und Fasanen behangener, blumenbekränzter, goldhorniger Mastochse. Gerührt stiftete Martinus auf der Stelle ein Schülerstipendium, das noch heute vertheilt wird. Die Brugger aber heißen seitdem Chriessfüppler, die Lenzburger Schabziegerstöckli, die Aarauer Pappehauer, die Oltener Frösche, die Aarburger Schnecken, die Zofinger endlich, die bis diesen Tag starke Lateiner geblieben sind, Ochsen.

Die Bewohner einer ganzen Anzahl von Schweizerdörfern führen bei den Nachbarn den Spottnamen der Esel — aus welchem Grunde eigentlich, kann hier nicht untersucht werden. Wir theilen nur mit, welchen Grund das Volk in Betreff einiger dafür anführt. Die Bremgartner sollen den Namen auf folgende Weise bekommen haben: Im Städtchen wurde früher ein hölzerner Palmesel am Sonntag vor Ostern in Procession herumgezogen. Bei einer solchen Gelegenheit stürzte er einst auf dem schlechten Pflaster um und sein schlecht geleimter Schwanz fiel ihm aus. Indeß stellte man ihn rasch wieder zurecht, und auch der hinter ihm mit Mantel und Gerichtsstab einherschreitende Schultheiß verlor die Fassung nicht, hob den Schwanz auf, zog ihn durch den Mund und steckte ihn wohlbenegt wieder in den dafür allein schicklichen Ort. Als die Stadt der Reformation beitrat, warf man mit andern Heiligenbildern auch den Palmesel in die Reuß, die ihn dem Nachbarstädtchen Mellingen zutrug.

Die Katholiken fingen ihn hier auf und wollten ihn in die Kirche stellen, die Protestanten stritten dagegen, und ein Metzger unter ihnen packte den Holzesel, schnitt ihm den Hals ab und warf ihn wieder ins Wasser. Der Mann bekam zur Strafe für diese Unthat einen Kropf, das Volk des Ortes aber den Namen der Esel, von dem ihnen bis auf die neueste Zeit ein sonderbarer Gebrauch geblieben sein soll. So oft sie nämlich ihre große Brücke passirten, an der jeder Fremde einen hohen Brückenzoll zu erlegen hatte, deuteten sie dem lauernden Einnehmer ihre Zollfreiheit schon von fern damit an, daß sie einen Zipfel ihres Rockes zur Form eines Eselsohrs zusammengefaßt an den Kopf hielten, worauf der Zöllner sich respectvoll in sein Häuschen zurückzog. Diese Sitte hatte aber endlich üble Folgen für sie. Ein französischer Gesandter, der über die Brücke fuhr, wurde um den Zoll angehalten, er weigerte sich zu zahlen, weil er die Mellinger frei hin und her passiren sah, die Leute verstanden nicht französisch genug, um ihm erklärlich machen zu können, daß hier nur der Ortsbürger kein Brückengeld entrichte, sie nahmen zur Pantomime ihre Zuflucht, indem sie allesammt die Rockzipfel gespitzt an die Ohren hielten. Ihnen erschien das sehr deutlich, den Franzosen aber sehr ungezogen. Es gab eine Prügelei, der Gesandte fuhr ergrimmt hinweg und klagte bei der Tagsatzung, und das Ende war, daß der mellinger Magistrat ihm, als er das nächste Mal die Brücke passirte, knieend und den Strick um den Hals Abbitte leisten mußte.

Reicher noch an Narrenstädten ist, wie man erwarten wird, das Land der Schwaben. Die Leute von Seeborn bei Rotenburg nennt man Senseschmecker. Und das kommt daher, daß, als einst ein Bauer des Ortes seinen Hauf abgemäht fand und man den Urheber des Frevels nicht zu entdecken vermochte, der Schultheiß alle Sensesen außs Rathhaus bringen ließ, um durch den Geruch derselben den Thäter herauszubekommen. Der Spitzname scheint nicht zu dem Schwank zu passen, aber in Schwaben hat man für Schmecken und Riechen nur ein Wort, weshalb manche behaupten, die Nachkommen der berühmten Sieben hätte nur vier Sinne, was aber verlogen ist.

Eine andere vielgehänselte Gemeinde sind die Hirschauer bei Tübingen, die den Unnamen „Kröpfle“ führen, weil sie „die Waden unter dem Kinn haben“. Man sagt auch von einem Hirschauer „er hat alle seine Glieder beisammen“, und das rührt von einer Geschichte her, die Aehnlichkeit mit der oben erwähnten Ansicht der Schierker von der Nothwendigkeit der Kröpfe hat. Ein Fremder nämlich, der einst durch Hirschau kam, wurde von den Kindern verspottet, weil ihm der Kropf mangelte. Eine Mutter aber verwies das ihrem Kleinen und sprach: „Danke du Gott, daß du alle deine Glieder beisammen hast!“ Außerdem können die Hirschauer kein R aussprechen und sagen z. B.

See Fischwirth, statt Herr Hirschwirth, was beiläufig den Neutlingern ebenso gehen soll, weshalb sie Fischhönle und Lateenle, Hirschhönle und Laternele genannt werden.

Noch mehr verspottet werden die Einwohner von Kiebingen. Hier sah eines Abends ein Bauer den Mond im Neckar und lief sogleich ins Dorf, um ein Netz zu holen und ihn zu fangen. Viele Leute gingen mit ihm und sahen dem Fischzug zu, aber der Mond ent schlüpfte jedesmal, so oft er im Netz war. Ein andermal sollte der Schweinestall als Falle dienen, um den Mond zu fangen, aber sie konnten die Thür nie schnell genug zumachen; und dabei soppte sie der Mond noch, denn so oft sie die Thür wieder aufthaten, saß er schon wieder drin, wollte sich aber durchaus nicht einsperren lassen. Weil die Kiebinger ihn aber gar zu gern gehabt hätten, nahmen sie später eine Stange und wollten ihn vom Himmel stoßen wie einen Apfel vom Baume. Als man fand, daß die Stange nicht hinaufreichte, gab einer den Rath, sie zu strecken. Und sofort faßten zwei starke Bauern sie an beiden Enden an, um sie auszudehnen, sie zerrten und zogen, bis endlich der Stärkere den andern niederriß und allein mit der Stange fort lief. „Es geht, es geht,“ schrie er vergnügt und rannte immer weiter, indem er meinte, daß die Stange sich verlängere. Seit diesen Begebenheiten führen die Kiebinger den Namen der Mondfanger und Stangenstrecker.

Auch die Ulmer haben einen Spitznamen, dessen Geschichte darauf hindeutet, daß sie einst zum Geschlecht der Valen gerechnet wurden. Es ist eine Anekdote, die auch von andern Orten, und zwar von schweizerischen wie von schleswig-holsteinischen, erzählt wird. Vor alten Zeiten hatten einmal die Ulmer einen großen Balken in die Stadt zu bringen. Da sie ihn aber der Breite nach trugen, so konnten sie damit nicht durch das Thor kommen. Lange grübelten sie, wie diese Schwierigkeit zu beseitigen sei, gelangten aber zu keinem weiseren Rath, als daß man entweder den Balken schmaler oder das Thor breiter machen müsse. Da flog ein Spatz durch das Thor, der einen Strohalm zu Neste trug. Der aber hatte ihn der Länge, nicht der Breite nach genommen. „Halt!“ rief da ein aufmerksamer Beobachter unter den Rathschlagenden, „mir geht ein Licht auf.“ Er stellte den Antrag, es mit dem Balken wie der Sperling mit dem Strohalm zu halten, dies leuchtete den Mitbürgern ein, und so brachten sie ihren Balken auf gute Weise in die Stadt. Spottvögel aber nennen die Ulmer seitdem Spagen.

Nicht übel ist die Geschichte, wie die Rottweiler zu dem Namen der Gsel gekommen sind. Die Bürger dieser ehrfamen Stadt fanden einst einen großen Kürbiß auf dem Felde und meinten, es müsse ein Ei sein, konnten aber nicht herausbringen, welcher Vogel es gelegt haben möge. Um darüber außs Keine zu kommen, beschloßen sie, daß der Bürgermeister es ausbrüten

solle. Es half ihm kein Weigern und Widerreden, die Bürgerschaft setzte ihm eine Frist, binnen welcher er das Ei ausgebrütet haben sollte, und so saß er nun Tag und Nacht und brütete. Es wollte aber nichts Lebendiges zum Vorschein kommen, und als die Frist verflossen war, meinte man, das Ei möchte faul sein, und beschloß, es über die Mauer zu werfen. Das geschah. Wie aber der Kürbiß zur Erde fiel und zerplagte, sprang erschreckt ein Hase auf, der an der Mauer geschlafen, und floh feldeinwärts. Es sah aus, als sei er aus dem Kürbiß gekommen, und die Rottweiler glaubten das auch und schrien, als sie den langohrigen Lampe dahin laufen sahen: „Da schaut, schaut! Ein junger Esel ist in dem Ei gewesen.“ Ein Maler, der diese Geschichte kannte, wußte es einzurichten, daß die Rottweiler den Esel in ihre Stadtfahne bekamen. Er malte ihnen nämlich die Flucht Christi nach Aegypten darauf, aber so, daß er nur zu dem Esel Delfarben, zu allem andern bloß Wasserfarben nahm. Der Schalk rechnete auf den Regen, der die Wasserfarben mit der Zeit abspülen mußte. Und er hatte richtig gerechnet, die Figuren verschwanden allmählig und nur der Esel blieb in der Fahne.

Anderere Schwabenstreiche erwähnen wir nur in der Kürze. So die Erzählung vom Hornberger Schießen, wo der Ort mächtige Vorbereitungen zu einem großen Scheibenschießen getroffen und alle Welt dazu eingeladen, aber als es zur Sache kam, das Wichtigste vergessen hatte, nämlich das Pulver. So die Thorheit der Derendinger, die ihnen den Namen der Gelbfüßler zuzog. Sie hatten einmal eine große Eierlieferung zu besorgen und weil die Säcke, in denen sie dieselben fortschaffen wollten, die Eier nicht alle faßten, so wußten sie sich auf originelle Weise zu helfen: sie sprangen in die Säcke und traten die Eier zusammen.

Sehr weise muß man früher in dem guten Städtchen Aalen gewesen sein. Als dessen Bürgerschaft einst mit dem Kaiser Streit hatte, wählte sie den pffiffigsten Mann aus ihrer Mitte, daß er das Heer des Kaisers auskundschaftete. Selbiger Schlaupkopf begab sich auch alsbald in das Lager des Feindes, wo er die Leute schön grüßte und als sie ihn fragten, wer er sei und was er wolle, gerade heraus die befriedigendste Auskunft gab. Sie sollten nur nicht erschrecken, sagte er, er wäre der Spion von Aalen und wolle sich nur das Lager ein wenig ansehen, was ihm natürlich gestattet wurde. Aus Dankbarkeit und Bewunderung so großer Klugheit haben die Aalener diesem Spion später ein Denkmal gestiftet und ihn an der Rathhausuhr leibhaftig abgebildet. Da drehte er seinen Kopf zugleich mit dem Perpendikel hin und her und schnitt Gesichter.

Die eigentliche Heimath und das Centrum schwäbischer Narretheien indes soll anderswo zu suchen sein. In einer Ecke des Filssthales liegt das brave Dorf Ganslosen. Von dem erzählt man sich wundersame Geschichten, wie sie

heutzutage nicht mehr passiren, und so ist es gekommen, daß man in ganz Württemberg jede Poffe und jeden Schwank einen Gansloser Streich nennt. Von den Geschichten, die über die Gansloser im Umlauf sind, mögen die vom Storch, die mit der vom Ellikerer Schwein Aehnlichkeit hat, die von der Sonnenuhr und die von der Ausmessung des Dorfbrunnens hier eine Stelle finden.

Auf den Gansloser Wiesen hielt sich früher ein Storch auf, den man so bewunderte und verehrte (wol ein mythischer Zug), daß ihm zu Ehren in der Kirche ein besonderes Fest gefeiert wurde. Indes wurde der Vogel ihnen doch am Ende unbequem, weil er ihnen so viel gutes Gras verwatete. Sie hielten daher Rath, wie man ihn von den Wiesen wegschaffen möge, und kamen nach manchen andern Anträgen zu dem Beschluß, daß er vom Büttel verwiesen werden solle. Damit aber auch dieser kein Gras verwate und man zugleich urkundlich der Ausführung der Resolution versichert werde, erhielten vier Gemeinderäthe den Auftrag, den Büttel auf einer Bahre über die Wiese hinzutragen. Und es geschah also. Der Storch ließ die Gansloser bis ganz in seine Nähe kommen und flog dann davon, worauf der Büttel seine Träger noch auf die gute Lebensart des Vogels aufmerksam machte, der, bevor er fortgeflogen, sich vor den Herren Gemeinderäthen noch verbeugt habe.

Als die Gansloser Kirche erbaut wurde, brachte man an der Seite eine Sonnenuhr an. Jederman freute sich darüber, nur der Schultheiß hatte seine Bedenken. Er meinte, daß der Regen die schönen Farben bald abwaschen werde, weshalb er den Rath ertheile, daß der Zimmermann beauftragt werde, über der Sonnenuhr ein schützendes Dach anzubringen. Die Gemeinde freute sich, einen so fürsichtigen Schultheiß zu besitzen, und that nach seinem Rath.

Die Gansloser hatten einst einen neuen Gemeindebrunnen graben lassen und hätten nun gern gewußt, wie viel Mann tief er sein möge. Da legte der Schultheiß eine Stange quer über das Brunnenloch und hing sich daran mit den Händen. Dann befahl er, daß sich an seine Füße ein Gemeinderath hängen solle und an dessen Füße wieder einer, und so fort, bis einer das Wasser berühre. Schon hingen ihrer ein halbes Duzend an einander und das Wasser war noch nicht erreicht, als dem Schultheiß die Last zu schwer wurde und er fürchten mußte, die Hände würden ihm von der Stange abgleiten. Um dies zu verhüten, besann er sich rasch und rief: „Haltet fest, ihr da unten! Ich will einmal in die Hände speien!“ Die Leute hielten fest, der Schultheiß spie in die Hände und — plump, lag die ganze Gesellschaft in dem Brunnen.

Der neueste Gansloser Streich, der nicht wie die beiden zuletzt erzählten schon von den Schildbürgern berichtet wird, besteht darin, daß der Ort sich in

Mudorf hat umtaufen lassen — der Vogel Strauß, der den Kopf in den Busch steckt und so vom Jäger nicht gesehen wird.

In Bayern waren die Mistelgauer ihrer Weisheit wegen berühmt, und wird unter andern von ihnen dieselbe Geschichte, wie von den Ulmern erzählt, nur daß statt eines Spazens eine Hummel ihnen den Balken durch das Thor bringen lehrt. In Hessen scheint der Ort Griesheim im Rufe des Schildbürgerthums zu stehen. Scheppenstädt, Schilda (zwischen Leipzig und Torgau gelegen) und Polkwitz genügt es zu erwähnen. Im Hannöverschen werden von den Bauern des Pfarrdorfs Fühnde bei Göttingen mancherlei lustige Stücklein erzählt.

Vor allen andern deutschen Ländern reich an spöttischen Namen für einzelne Orte, Schwänken und Späßen, die auf Narrenstädte deuten, ist Schleswig-Holstein. So erzählen zunächst die friesischen Inseln mancherlei närrisches Zeug von einander, und jede dünkt sich klüger als die andere. Dahin gehört die Geschichte, welche die Amringer (Bewohner von Amrum) vom Kirchenbau auf Föhr berichten. Die älteste Kirche der Insel war ohne Thür auf die Welt gekommen, und die Föhringer selbst wußten nicht, wie sie hineingelangen sollten. Da reiste einer hinüber zu den klügern Nachbarn auf Amrum und fragte, was in dieser Noth zu thun sei. „D!“ sagten die Amringer, „jam mut en Dör mage“ — ihr müßt eine Thür machen. Vergnügt zog der Föhringer wieder heim, aber unterwegs vergaß er, was man ihm gerathen. Darüber wurde er sehr betrübt und ging, nachdem er zu Hause gekommen, zu einem Freunde, um ihm sein Unglück zu klagen und ihn zu bitten, ihm den guten Rath, den er auf dem Heimweg verloren, suchen zu helfen. Beide gingen mit ihren Spaten hinaus auf die Watten zwischen Amrum und Föhr und gruben im Schweiß ihres Antlitzes nach dem verlorenen Rath. Endlich hatte der Freund eine Sandbank bis aufs Wasser durchgegraben, da rief er: „Ik san dör!“ — ich bin durch. „Richtig,“ sagte der Andere, „en Dör wast“ — eine Thür war es. Da gingen sie fröhlich heim, und die Kirche bekam ihre Thür.

Auch die Romöer gelten jaust nicht für die Klügsten, indeß findet sich gelegentlich ein geschiedter Kopf unter ihnen. So in folgendem „Dönnchen“. Einmal war's auf Röm Mode geworden, rothe Jacken zu tragen. Nur Paul Moders, ein armer Robbenschläger und Thranschlucker, konnte sich keine erzeugen, er war aber ein Philosoph, und wenn ihn eins wegen seiner grauen Jacke aufzog, antwortete er, daß er eben keine rothe haben möge. Nun kam in dieser Zeit den Romöern der Gedanke, ihre Kirche um zwei Ellen wenigstens zu versehen. Alle Welt nahm natürlich diese Angelegenheit in Erwägung, weil sie da nur eine einzige Kirche haben, und man stritt lange und heftig auf dem Thing, wie es zu machen sei. Da trat Paul Moders vor und sagte, die Sache sei sehr einfach. Die Kirche sei von wenigen Leuten gebaut, viele

müßten sie daher leicht von der Stelle bringen können. Alle Mann sollten sich gegen die Nordseite stemmen, auf die Südseite aber zwei Ellen von der Mauer sollte man eine rothe Jacke legen, damit man nachher wüßte, ob die Kirche auch so weit fortgerückt sei. Der Vorschlag des Robbenklopfers wurde gebilligt, und alle Leute auf der Insel begaben sich auf die Nordseite und schoben. Nicht lange, so kam Paul Moders um die Ecke, um zu melden, daß die Kirche stände, wo man sie hätte haben wollen, und daß von der Jacke nichts mehr zu sehen sei. Die Romöer waren damit wol zufrieden und bedankten sich bei ihm, daß sein Rath ihnen die schwere Arbeit so leicht gemacht, konntens aber doch nicht recht begreifen, als Moders am nächsten Sonntag eine rothe Jacke anhatte.

Von den Narren auf dem Festland gedenken wir zuerst der Thadener im Gute Hanerau. Sie waren einmal beim Grasmähen, da fanden sie ein Thier, das hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen, es war aber ein Frosch. Sie wunderten sich männiglich, als es herumhüpfte und dann sich wieder hinsetzte und aufbließ, als es aber gar zu quaken anfang, fiel ihnen vor Schreck die Mühe vom Kopfe. In ihrer Angst schickten sie zum Bauervogt, er solle gleich kommen und ihnen sagen, was das für ein Thier sei. Er kam, trat behutsam ein Stück von der Stelle hin, wo das Wunderthier hockte und betrachtete es lange mit prüfendem Blick. Dann aber sagte er: „Leute, hier bin ich wirklich zweifelhaft. Wenn das kein Hirschbock ist, so muß es eine Turteltaube sein.“

Geistesverwandte der Thadener sollen die Gabeler gewesen sein. Zu denen kam einst ein Handelsmann mit einer Kage im Sack. Die Gabeler hatten von einem solchen Thier noch nie gehört und so fragten sie, was es sei. „Das ist ein Thier zum Mäuseausrotten,“ antwortete der Kaufmann. Den Leuten stand ein solches Ding an, sie fragten um den Preis, für den es feil sei, man ward um dreihundert Thaler einig, und das ganze Dorf brachte die Summe zusammen. Dann beschloß man, mit der Ausrottung an dem einen Ende des Orts anzufangen, die Kage sollte dann von Haus zu Haus weiter gegeben werden, bis der ganze Ort gesäubert wäre. Der Handelsmann war mit seinem Gelde schon fort, als es den Gablern erst einfiel, daß sie nicht wüßten, was das Thier fräße. Schnell mußte einer dem Manne nachreiten, um sich zu erkundigen, und als er ihn in der Ferne erblickte, rief er ihm seine Frage schon zu, und der Mann antwortete: „Milch und Mäuse!“ Dem auf dem Pferde klang das wie Milch und Menschen. Eilig, damit kein Unglück geschehe, jagte er zurück. „Menschen?“ schrieen die Gabeler voll Schrecken und liefen aus dem Hause, wo sie bis dahin die Kage beobachtet hatten. Um des reisenden Thieres ledig zu werden, beschloß die Gemeinde das Haus niederzubrennen. Aber die Kage lief, als die Hitze empfindlich

wurde, ins nächste Haus. Auch das steckten die Gabeler an, und so ging es fort, bis das ganze Dorf in Asche lag.

Von den Leuten des Dorfes Jagel bei Schleswig, die vom Volkswitz den Beinamen der „tollen“ erhalten haben, wird behauptet, daß sie nur halbe Narren waren, indem sie unter Umständen noch Vernunft annahmen, was mit derselben Geschichte belegt wird, die wir von den Ulmern und den bayerischen Mistelgauern mitzuthemen hatten. „Ga hen na Hostrup und laa di de Döös utsnieden,“ ist ein landläufiges Wort in Angeln, weil böse Zungen behaupten wollen, die Hostruper hätten eine eigne Scheune, um alle Dummheiten darin aufzubewahren. An einem schönen Morgen befand sich das Dorf beim Grasmähen. Da kam einer zu ihnen und erzählte ihnen vom Kriege, von dem er eben in der Stadt gehört. „Krieg? Wat is denn Krieg?“ fragte ein Hostruper. „Wenn de Trummel geit,“ erwiderte jener. „Wo (wie) geit de Trummel denn?“ fragten wieder die Hostruper. „Bum, bum, bum,“ antwortete der Fremde. Da arbeiteten sie weiter, aber die Trummel steckte Allen in den Köpfen. Nun geschah es, daß sie eine Tonne Bier mit auf die Wiese gebracht und ausgetrunken hatten, und daß eine Hummel sich in das Spundloch verirrt und den Ausgang nicht gleich wieder finden konnte. Bei dem Bestreben, wieder ins Freie zu kommen, stieß sie, bum, bum! mit ihrem dicken Kopfe mehrmals an das Holz. „Da is de Krieg!“ rief erschrocken der Klügste der Hostruper, und Alles gab sofort Fersengeld. Ein beherzter Mann wollte aber wenigstens die Tonne retten und nahm sie mit raschem Griff auf den Rücken, machte jedoch damit das Uebel nur ärger, da jetzt die Kriegstrommel sich unmittelbar hinter ihnen mit fortbewegte. Einer sprang schnell auf ein Pferd, das am Wege graste, da flog der Pflock, an dem es angebunden war, heraus und dem Reiter an den Kopf, und der Getroffene schrie „de Fiend het mi drapen.“ Da sah man, daß es Ernst wurde, und wer nur konnte, sprang über Hecken und Planken.

Eine gute Anzahl lustiger Streiche dichtet der Volksmund den Ruffauern bei Plön, den Neuenkirchnern am Ausfluß der Elbe, den Risdorfern bei Bramstedt, den Fockbeckern bei Rendsburg, den Wischhorstern in der Haseldorfer Marsch und vor Allen den Büsumern an.

Einmal fuhr ein Geestbauer nach Risdorf hinunter und hatte eine Sense auf den Wagen mitgenommen, um damit am Wege das für die Pferde nöthige Gras zu schneiden. Nahe beim Dorfe mähte er den Thieren eine gute Mahlzeit zurecht, ließ aber die Sense liegen, da er sie des Abends bei der Heimkehr wiederzufinden hoffte. Als nun die Risdorfer bemerkten, daß auf ihrer Wiese Gras fehlte, und sie die Sense entdeckten, hielten sie dieselbe für ein grimmiges grasverwüsthendes Thier und beschloßen, um weiteren Folgen ihrer Gefräßigkeit Einhalt zu thun, den Platz, wo sie lag, zu umzäunen.

Abends fand der Geestbauer seine Sense mit einer tüchtigen Dornhecke umgeben, er lachte sich satt darüber und brachte dann diese Geschichte unter die Leute.

Ein Fockbecker hatte sich einmal von Rendsburg für ein paar Schillinge gefalzne Heringe mitgebracht und seine Nachbarn als auf etwas Neues auf sie zu Gaste geladen. Sie fanden das Essen vortrefflich und wünschten viele solche Fische zu haben. Der Klügste unter ihnen gab endlich den Rath, einen Korb voll aus der Stadt zu holen und sie in den Dorsteich zu setzen, da würden sie sich mehren und alle dann im Herbst die Menge davon haben. Gesagt, gethan. Als man aber im Herbst den Teich abließ und nach den Heringen sah, fand sich nicht ein einziger vor. Nur ein stattlicher Ual wälzte sich im Schlamm. Er wurde gehascht, und alle waren einig, daß nur er die Heringe weggefressen haben könnte. „Und so wollen wir zur Strafe auch ihn aufessen,“ meinte ein Einfältiger unter den Bauern. „Das wäre ihm grade recht,“ erwiderte ein etwas Klügerer, und weil er sich einmal gebrannt hatte, schlug er vor, ihn den Feuertod sterben zu lassen. „Brennen ist schlimm,“ sagte ein noch Gescheidterer, der einmal ins Wasser gefallen und fast ertrunken wäre, „aber meine Meinung ist, wir werfen ihn in die Au (Bach) und lassen ihn ersaufen.“ Dieser Vorschlag gefiel den Fockbeckern am besten, und der Bauervogt mußte den Ual in die Au tragen. „Seht, wie er sich quält!“ rief er den andern zu, als der Ual sich im Wasser fröhlich krümmte und wand, und alle gingen vergnügt über die wohlgelungene Rache nach Hause.

Weil die Büsumer an der See wohnen, kann man sich denken, daß sie gute Schwimmer sind, indeß folgt daraus noch nicht, daß sie sich auch auf die Rechenkunst gut verstehen. Eines Tages schwammen ihrer neun in die See, und als sie eine Strecke hinaus waren, wandte sich der Vordermann um und sagte: „Jungens, ich muß doch wahrhaftig mal zählen, ob nicht einer ersoffen ist und wir noch alle beisammen sind.“ Er fing also an: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — ich bin ich,“ sagte er zuletzt, „und so muß einer ersoffen sein.“ „Laßt mich mal zählen,“ sagte ein anderer und fing an: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — ich bin ich, da ist wirklich einer ersoffen.“ Traurig schwammen sie nach dem Ufer zurück und suchten den Neunten. Einer fing wieder an zu zählen. Da kam ein Fremder des Weges, der fragte sie, weshalb sie so betrübe Gesichter machten. Sie erzählten ihm, wie sie ihrer neun hinausgeschwommen wären und jetzt nur acht herauszählen könnten, einen müßten sie also verloren haben. Da gab ihnen der Fremde den Rath, daß jeder seine Nase einmal in den Sand stecke, und dann sollten sie die Löcher zählen. Da waren die Büsumer so glücklich, die richtige Zahl zu finden; denn es waren wirklich neun Löcher. Vergnügt kleideten sie sich an und gingen ins Dorf zurück.

Die Chronik von Büsum soll noch mancherlei andere Proben von der Klugheit der Dräsbürger enthalten, z. B. wie sie den Mond aus dem Brunnen schneiden wollten, wie sie einen Hummer für einen Schneider hielten, wie sie ein Feld mit Ruhsamen bestellten u. s. w. Besonders wundersam sind die Abenteuer derer, die auf die Reise geschickt wurden, um den Mann zu suchen, der ihnen den Mühlstein gestohlen hatte. Sie kommen nach Friedrichstadt und entdecken den Senf; sie geben, um nicht dem Feuer zu nahe zu sitzen und zuviel von der Hitze auszustehn, dem Wirth ein Stück Geld, daß er die Wand weiter zurücksetzen lasse, er aber rückt bloß, als sie hinausgegangen, ihre Stühle ein wenig; sie gelangen nach Hamburg und ertappen in dem Pastoren an der Michaeliskirche den Dieb des Mühlsteins — eine Anspielung auf die mächtigen, auch in Leipzig zur Amtstracht der Geistlichkeit gehörigen Halskragen, welche die Pfarrer der Hamburger Hauptkirchen tragen.

Warum die Söruper in Mittelangeln Honiglickers (Honiglecker) genannt werden, läßt sich in guter Gesellschaft nicht mittheilen. Dagegen mag die Geschichte, wie die Böeler zu dem Namen der Füllenbeißer kamen, hier noch Platz finden. Es ist schon lange her, als es sich begab, daß auf der Grenzmark zwischen Böel und Strugdorf ein Fohlen gefunden wurde, dem ein großes Stück Leder vom Rücken geschunden war. Es erhob sich die Frage, wer der Schinder sei. Die Böeler geben den Strugdorfern, die Strugdorfer ihrerseits wieder den Böelern die Schuld, und um das zu beweisen, treiben die Böeler das Thier des Nachts auf das Strugdorfer, die Strugdorfer dasselbe wieder auf das böeler Gebiet. Dies währte geraume Zeit, da keine der beiden Parteien sich geben wollte. Endlich kam man auf den etwas vernünftigeren Einfall, den Streit durch Schiedsmänner schlichten zu lassen, und diese entschieden nach reiflicher Ueberlegung wie folgt. An der Stelle, wo das Fohlen zuerst in seinem betrübten Zustande gesehen worden, stand eine junge Eiche. Diese sollten die Streitenden wie eine Weidenruthen drehen und in einen Knoten knüpfen, und wer von beiden Theilen dieselbe bei dieser Operation zerbräche, sollte als der Schuldige gelten. Die Strugdorfer waren dabei mit dem Geschäft des Drehens, die Böeler mit dem des Verknüpfens bedacht. Erstere mußten sich zu helfen. Sie schlugen in der Nacht den Baum nieder, hielten ihn über ein Feuer und drehten ihn dann ohne Schaden mit Radwinden. Die Böeler waren erstaunt, als sie Tags darauf hörten, die Sache sei, soweit sie ihre Gegner anging, abgethan. Ueberzeugt, daß Drehen des spröden Stammes sei unmöglich, hatten sie sich um nichts bekümmert. Sie dachten indeß, auch ihnen werde Unmögliches gelingen und so machten sie sich gleichfalls ans Werk. Allein bis dahin war die Eiche, welche über der Gluth geschmeidig geworden, längst wieder zu ihrer alten Sprödigkeit zurückgekehrt, und statt sich zu einem Knoten zu fügen, zerbrach

sie den Arbeitern unter den Händen. Der Rechtsstreit war damit zu Ende, und die Böeler trugen von da an den Namen der Fohlenbitters. Dieser aber war früher ein Name von sehr übler Bedeutung, die Nachrede, das Fohlen verlegt zu haben, war nicht bloß eine Nachrede grausamen Muthwillens, das Wort Fohlenbeißer war nur ein anderer Ausdruck für Wehrwolf.

Manche wollen leugnen, daß die Zeiten immer besser, die Menschen mit jedem Jahr klüger werden, es ist aber doch so — wenigstens in den genannten Orten Schleswig-Holsteins. Die Jageler brauchen von keinem Sperling mehr Lehre anzunehmen, die Gabeler wissen, daß die Katzen keine Menschen fressen, die Fockbecker lassen keinen Mal mehr den Tod des Ersäufens sterben, der Thadener Bauernvogt hält keinen Frosch mehr für eine Turteltaube, und die Büsumer haben — wie die Rechnungen beweisen, die sie den Gästen des in den letzten Jahren hier eingerichteten Seebades machen — vortrefflich rechnen gelernt. „Wenn noch gelegentlich ein Büsumer Streich im Lande vorkommt,“ sagte uns ein Kenner der Verhältnisse, „so wird er nicht von den Bauern gemacht, sondern gehört auf das Kerbholz der Beamten, die uns die Herren in Kopenhagen schicken.“

M. B.

Ungedruckte Briefe v. Stagemanns.

10.

Berlin, den 29. Februar 1820.

Verdruß, Aergerniß von Innen und Außen, besonders aber ein Augenübel, das mich hindert, bei Licht zu schreiben und mir eben hierdurch bisher den größten Theil meiner Zeit hindurch paralyßirt hat, ist schuld, daß ich Ihnen meine Antwort so lange schuldig geblieben bin, mein hochverehrter Freund.

Ihren Proceß haben Sie allerdings der Lotterie wegen verloren; Herr v. S. berühmt sich laut, daß nur seine künstliche Deklamation den Proceß gewonnen. Behüte uns der Himmel vor einer Rechtspflege, die von Deklamationen abhängt.

Ihr erster Grund, wegen Pasquier, ist nicht richtig, obwol wir alle die eingeseifchtesten Ultras sind. Das sehn Sie besonders an Ihrer Statistik des Wahlgesezes, die ich unmöglich, als ein guter Ultra, passiren lassen konnte. Wie die Sache sich gestaltet in Paris, so gestaltet sie sich, rebus sic stantibus, auch hier. Erst jetzt fange ich wegen Frankreich für uns zu fürchten an.

Nach Allem zu schließen, ist Louvel, wie Sand, den sogenannten Ultras

54*